Zeitschrift: Lenzburger Neujahrsblätter
Herausgeber: Ortsbürger-Kulturkommission Lenzburg
Band: 38 (1967)

Artikel: Freundschaft mit dem Familienkreis Wedekind
Autor: Ludwig-Zweifel, Miranda
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-918187

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 13.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Somit wurde es Lenzburg ermöglicht, mit einem Aufwand von 30 000 Franken «etwas Schönes herzustellen, das der jetzigen Generation als bleibendes und würdiges Denkmal stets zur Ehre gereichen wird» – meldet das Protokoll.

Die Ortsbürgergemeinde beschloß, durch ihren Beitrag kein Miteigentum am Friedhof zu beanspruchen. Somit wurde die Einwohnergemeinde Alleineigentümer.

Es dauerte noch zwei volle Jahre, bis alle nötigen Arbeiten vollendet waren.

Am 5. September 1867

fand die erste Beerdigung in dem ersten der kantonal vorgeschriebenen Reihengräber statt. Es betraf dies den im 72. Altersjahr verstorbenen Lenzburger Bürger Conrad Heinrich Oschwald. Die Fama will wissen – ob zu Recht oder Unrecht –, Oschwald sei ein Gegner der Neuanlage gewesen und stets eifrig für die Erweiterung des alten Begräbnisplatzes eingetreten.

Benützte Quellen

- Staatsarchiv
- Lenzburger Stadtarchiv
- Protokolle des Rates
- Protokolle der Ortsbürgerversammlung
- Aargauisches Wochenblatt
- Basler Nachrichten
- Vom Lenzburger Rosengarten (F. B. und P. M.)
- Lenzburger Neujahrsblätter 1966

FREUNDSCHAFT MIT DEM FAMILIENKREIS WEDEKIND

VON MIRANDA LUDWIG-ZWEIFEL

Wenn er so vor mir liegt, der Stammbaum der Wedekind, und ich in aller Stille meine Betrachtungen anstelle, kommt es mir immer wieder zum traurigen Bewußtsein, daß ich die beiden, die mir von den zwei Linien der Wedekind am nächsten standen, innert 10 Wochen, am 8. August und am 24. Oktober 1963 gestorben, verloren habe: Emma, Freiin von Wedekind, spätere Frau Dr. Schlippe in Darmstadt, und Armin Wedekind, Dr. med. in Zürich.

Hänge ich meinen Erinnerungen nach, so stelle ich fest, daß der Name Wedekind sich wie ein roter Faden durch mein Leben zieht, und lasse ich meine Gedanken und Blicke zum Schloß und zum Steinbrüchli wandern, dann ziehen alle die Wedekind im Geist an mir vorbei, und mir ist, es hätte jedes etwas zu erzählen, zu sagen und zu fragen, und von allem möchten wir berichten und uns über die vergangenen Zeiten unterhalten. Aber wie und wo anfangen? Da hält man sich am besten an den Rat der allverehrten Großmama Wedekind. Wenn eines ihrer Kinder oder Großkinder nach einer Reise, einer Einladung, einem Ausflug oder irgend einem andern bemerkenswerten Vorkommnis heim kam und im Hochflug der Gefühle gleich in der Mitte des Geschehenen oder sogar am Schluß mit Erzählen begann, wehrte die Großmama ruhig ab und sagte: «Also – als du ankamst ...». Dann wußte das Erzählende, daß es der Reihe nach und schön ordentlich über seine Erlebnisse zu berichten hatte. Sogar in unserer Familie nistete sich mit der Zeit diese Mahnung als geflügeltes Wort ein.

Tante Mati

Als ich ankam, im Mai 1890, da traten schon zwei Monate später bei meiner Taufe zwei künftige Mitglieder der Wedekindfamilie in Erscheinung. Ein blutjunges, hübsches Bürschchen: Eugène Perré von Paris. Immer schon war mir der Name bekannt gewesen, von jeher besaßen wir zahlreiche Photographien, die auf der Rückseite den Stempel seines Namens tragen, Aufnahmen aus den Malagakellereien, von unserer Familie, vom Schloß, von seiner spätern Schwägerin Erika mit ihrer Freundin Sophie Marti usw., aber von seiner Beziehung zu unserer und der Familie Wedekind war mir nichts bekannt. Was lag da näher, als mich direkt beim jüngsten der damaligen Wede-Kinder zu erkundigen, bei unserer Tante Mati, wie sie Nichten und der Neffe (und ich) nennen, bei der «Mile». Hier die Antwort: «Meine liebe Frau Miranda, wenn Sie mich ‚Tante Mati' nennen, kommen mir all die schönen Stunden in den Sinn in Lenzburg – mit euch allen im Steinbrüchli und in der Villa Málaga. Ja, diese Villa Málaga bedeutete mein ganzes schönes Eheleben mit Eugène.» – Als er mit 15 Jahren von England nach Hause in Neuilly zurückkam, war sein Vater im Begriff, auf seine Geschäftsreise in die Schweiz zu fahren. Und so kam er in die Villa Málaga zu seinem Geschäftsfreund Zweifel, um ihm – glaube ich – Cognac zu verkaufen. Und sagte zu ihm: «J'ai mon fils à la maison. Je voudrais qu'il apprenne maintenant l'allemand, et, je ne veux pas le mettre en Allemagne» – es war 19 Jahre nach dem siebziger Krieg. Und Herr Zweifel mit Vergnügen: «Gewiß, da oben auf dem Schloß, da ist die Witwe Wedekind, die hat eine Tochter, die eben aus dem Seminar kommt, die wird ihn mit

Vergnügen aufnehmen, und ein paar Wochen nachher stand Vater Perré mit seinem Sohn Eugène vor ihm, und sie gingen alle drei – wohl die Treppe hinauf, und Eugène blieb ein Jahr. Dann kam ich aus der Pension in Darmstadt zurück, einen Monat bevor er wieder nach Hause ging. Das war im September 1890, ich war 14 Jahre alt. Und unser Schicksal war besiegelt. In diesem Jahr war in der Villa Málaga ein kleines Mädchen Miranda angekommen, an dessen Taufe Eugène als Blumenmädchen figurierte. Und dann gingen 20 Jahre drüber hin, bis sie sich endgültig wieder fanden und heirateten am 9. Juli 1910.» Leider ist der weitere Bericht wenig erfreulich: «Mir geht es seit zwei Jahren nicht mehr sehr gut. Das Alter kommt mit großen Schritten (sie wurde dieses Jahr 90 Jahre alt), und der Tod Armins hat viel dazu beigetragen, daß ich mich viel einsamer fühle.» Sie unterschreibt als «Ihre *sehr* alte Tante Mati». Und dabei habe ich sie vor Augen in ihrer alten Vitalität und mit ihrem lebhaften Geist. Wie schön war das jeweils, wenn Armin sie mit hieher brachte.

Also, der hübsche fünfzehnjährige Jüngling, der Tante Matis junges Herz erobert hatte, figurierte an meiner Taufe als Blumenmädchen. Darüber freue ich mich noch heute, da ich das jetzt weiß, aber leider besinne ich mich nicht daran! Als mir viele Jahre später zufällig einmal das Taufebild in die Hände kam, fragte ich mich, ob Tante Mati es überhaupt je gesehen, und ich schickte es ihr. «Sie haben mir mit Ihrem lieben Bild ein immenses Vergnügen gemacht. Es kam gerade, als wir beim Frühstück saßen, so daß sich meine Schwester (Erika) und mein Schwager Walther Oschwald auch daran verlustieren konnten. Und es war lustig, wie jedes seine besten Bekannten herausfand. Nur ich war ratlos, indem ich erst Eugène da unten links hinter der Fahne versteckt vermutete, bis ihn meine Schwester mit ihren Sperberaugen dann in allerhöchster Höhe über Herrn Saxer entdeckte. Besonders freute sie sich dann natürlich auch über Hesse als Jüngling im lockigen Haar. – Wie mag er jetzt aussehn?» Auf diesem Bild, das wohl von Vetter Adolf Zweifel-Gaudard aufgenommen ist (jedenfalls fehlt er im Familienkreis), fällt ein würdiger Herr mit langem schwarzem Bart auf: Pfarrer Juchler, der laut Familienchronik am 13. Juli mit Jordanwasser, das mein Vater s. Z. als Achtzehnjähriger an der heiligen Stelle eigenhändig geschöpft und in einem Ledersack heimgebracht hatte, das Kind getauft und mit einer weihevollen Rede das Fest verschönt hat. Pfarrer Juchler, der Gatte von Molly von Greyerz, deren Mutter Sophie geborene von Wedekind, also ein Glied der Linie aus Darmstadt war.

Tante Mati Wedekind, s Mili, wie man sie allgemein nannte, war uns Zweifelkindern also wohlbekannt, hingegen von den vier Brüdern wußten wir nicht viel. Willi war in Afrika. Frank war für uns jüngere Generation eine legendäre, außerhalb der Norm lebende Gestalt, wir hör-

ten vom «Frühlingserwachen» und wußten von den «elf Scharfrichtern». Unsere Eltern fuhren nach München, um sich selber ein Bild von dem in der Provinz so viel gelästerten Überbrettl zu machen. Wir wußten, daß Frank Dichter, Schauspieler, Schriftsteller war, am Simplizissimus mitwirkte usw. Den Brief, in dem mir viele Jahre später Armin jr. eine Weihnachtsfeier beschrieb, die er bei Onkel Frank und Tante Tilly in München, in der Prinzregentenstraße, erlebt hatte, besitze ich leider nicht mehr, er ging schon längst mit viel anderm im Garten in Rauch und Flammen auf. Was aber sonst noch an Korrespondenz von Armin geblieben, genügt, um mir beim Wiederlesen die Jugendzeit zurückzurufen, und die mir heute noch beweist, daß auch er seine Abstammung von den begabten Wedekind nicht verleugnen konnte. Dr. med. Armin Wedekind, der Vater von Armin, Lilly, Eva und Lotte, der «schöne Armin», wie ihn Sophie Hämmerli-Marti in ihren Jugenderinnerungen nennt, haben wir oft hier gesehen. Nach dem Tod der Großmama im Steinbrüchli stellte er seine ererbte Habe vorläufig im «Tannengut» ein, im Haus, das für die Bedürfnisse der größer gewordenen Familie meines Bruders Alfred und seiner Frau Else aus Amerika und die Kinder Jersey und Fritz als Einfamilienhaus umgebaut worden war. Dort war ich ab und zu bei ihm auf Besuch und ließ mir von ihm erzählen und Wedekind-Raritäten und Erinnerungsstücke zeigen. Bei dieser Gelegenheit schenkte er mir ein Bild von Frank mit dem Knebelbart aus der Zeit der elf Scharfrichter.

Der vierte Sohn Donald war uns bekannt als Verfasser von «Ultra Montes», über das oft heftig diskutiert wurde. Sonst wußten wir nichts von ihm.

Aber «s Miezli», wie die Näherstehenden Erika nannten. Das war uns nun wohlbekannt, und «es» wurde auch von meinem Vater, der immer ab und zu geschäftlich nach Deutschland fuhr, begleitet, als die später weltberühmte «Schweizernachtigall», die bei Minna von Greyerz und Direktor Hesse begonnenen Studien am Dresdener Konservatorium fortsetzen wollte. Da steht in einem kleinen Notizbuch, wie es mein Vater auf seinen geschäftlichen und privaten Reisen benutzte:

7. Dec. 1890 Mizli begleitet.		Mittagessen auf Schiff R'horn–	
Wildegg–Zürich II retour	3.—	Lindau mit Mizli	7.80
Post Wildegg	–.50	und später: München Löwenbräu	
Zürich–München retour II	37.65	Essen mit Wedekind und Mizli	5.— etc

Ich erwähne die Preise, damit man sie mit den heutigen vergleichen kann. Zweite Classe damals = erste heute, München retour Fr. 37.65!

Vom «Mizli» schweife ich nun zur andern, der deutschen, adeligen Wedekindlinie ab. Wir sehen aus dem Stammbaum, daß im Jahr 1809 der Geheime Staatsrat Dr. med. Georg Christian in den Adelstand erhoben wurde, und von seinem Sohn Georg Wilhelm (1796–1856) lesen

wir im Brockhaus-Konversationslexikon vom Jahr 1895, was er alles geleistet hat. Das war der Vater der Sophie von Wedekind, verehelicht im Jahre 1844 mit Walo von Greyerz, Mutter von Walo, Adolphine, Egon, Magda, Sophie (Mutter von Baumeister Theodor Bertschinger), Ida, Molly (Frau Juchler) und Minna, und der Großvater meiner Freundin Emma v. W. Von dieser Sophie von Greyerz erzählt man, daß sie im Bölli während der Abwesenheit ihres Gatten, wenn sie im Estrich verdächtiges Rumpeln vernahm, ihres Mannes Stiefel anzog und ihrerseits einen solchen Spektakel machte, daß es oben still wurde und der Dieb sich verzog. Sie wußte, daß es der Bernhart Matter war, der für andere bei Oberförsters Stauden stahl, immer nur für andere, und der dann 1854 bei den Fünflinden geköpft wurde. Mir erscheint das noch immer unfaßlich; denn damals, in jenem Jahr 1854, war meine Tante B. v. Izsipy sechs- und mein Vater dreijährig. Sie haben es noch erlebt, wenn auch nicht gesehen, daß geköpft wurde. –

Im Pensionat zu Darmstadt

Aber genug nun vom Stehlen und Köpfen; wenden wir uns etwas Erfreulicherem zu, wenn es auch für die Beteiligten am Anfang bitter und schwer war, und wir es zum erstenmal so richtig kennen lernten: das Heimweh. Zum Entsetzen vieler, die es hartherzig und grausam fanden, wurden junge Töchterchen nach Schulschluß und nach der Konfirmation (viele wie z. B. meine Mutter und Mile Wedekind noch vorher) ins Ausland geschickt. So auch wir. Von 1905 bis 1906 war es Emmi Dürst vom Sonnenberg (die spätere Frau Klunge), und ein Jahr später, also 1906/07 Aenni Irmiger (spätere Frau Heuberger, Staatsschreibers in Aarau) und ich, die nach Darmstadt ins Pensionat von Wedekind kamen. Schon wieder der bekannte Name. Es galt als sehr vornehm, dieses Institut, und wir drei hätten uns eigentlich (auf gut schweizerdeutsch gesagt) «meinen» sollen, uns etwas darauf einbilden, aber das lag uns nicht, und das «von» machte uns wenig Eindruck. Da waren wir also zur Weiterbildung (die liebevollen Brüder und Vettern nannten es «Löffelschleife») bei Frau von Wedekind, der Witwe des Rittmeisters und Amtmanns und ihren beiden Töchtern Luise und Emma. Emmi Dürsts und Aenni Irmigers Einzug ins Pensionat hatte sich normal vollzogen, der meine hingegen große Aufregung bewirkt. Beileibe nicht meinetwegen, aber die Begleitung war außerordentlich. In jener guten alten Zeit hat man ein noch nicht 16jähriges nicht einfach allein in die Fremde hinaus geschickt; die Fahrt von Lenzburg nach Darmstadt war eine richtige «Reise», die man heute per Auto in einigen Stunden hinter sich bringt. Noch nach Jahren mußte ich es hören: «gleich mit *zwei* Männern bist du eingezogen, an jeder Seite einen»! Na ja, das stimmte

ja schon, aber der eine war mein Vater und der andere Carlos, der jüngste unserer «Spanierbuben», der Brüder Jimenez von Málaga (wer von der älteren Generation erinnert sich nicht noch daran? – aber davon ein andermal), der sich damals (vielleicht zufällig) im Stadium besonderen Fleißes und Gehorsams befand und als Belohnung meine Eltern auf dieser Reise begleiten durfte. Für mich war diese dunkelhäutige, temperamentvolle spanische Begleitung nichts Außerordentliches und Absonderliches, aber die sonst so ruhigen und braven(?) Töchterlein waren rein aus dem Häuschen. Außer Aenni hatte noch keines einen richtigen lebendigen Spanier gesehn, wo hätten sie auch herkommen sollen zu jener Zeit? Die Aufregung war groß, und geuzt wurde ich das ganze Jahr. Am schlimmsten trieb es Emma, die jüngste Tochter, die uns eigentlich mit gutem Beispiel hätte vorangehen sollen und uns «erziehen» helfen! «Nicht nur, daß du mit doppelter männlicher Begleitung angekommen bist, nein, kaum warst du da, erschien schon ein Student aus Karlsruhe, bald darauf ein anderer junger Mann aus Amerika – aus A-me-ri-ka!!, und einer machte einen großen Umweg von England, um dich zu besuchen. Haarsträubende Zustände – es ist für uns Pensionsmütter ein hartes Stück Arbeit, eine solche Tochter in geordneten Schranken zu halten.» Das war echt Emma. Der Schalk wußte, daß der Student aus Karlsruhe mein dort an der technischen Hochschule studierender Bruder Carl und der junge Mann aus Amerika mein älterer Bruder Alfred war. Den Engländer hatte ich sowieso wegen eines Ausfluges verpaßt. Die arme «Pensionsmutter», wenig älter als wir alle, war ein herrlich-mutwilliges Beispiel für uns. Aber dann geschah bald darauf wieder etwas noch «nie Dagewesenes», das wiederum das ganze Haus in Bewegung setzte.

Mit ein Grund, daß ich ausgerechnet nach Darmstadt gebracht worden, war der ausgezeichnete Ruf, den damals die Konzerte und das Theater, die großherzogliche Oper in ganz Europa hatte. Ich sollte, anstatt im hiesigen Gemeinde- und Theatersaal über der Turnhalle und der «Metzg», in etwas großzügigerer Weise meine «Allgemeinbildung» erweitern und verbessern, besonders auch auf musikalischem Gebiet. Ich kam deshalb als einziges, noch nicht sechzehnjähriges Institutstöchterchen auf Wunsch meiner Eltern in alle guten Konzerte und Opern, hauptsächlich auch Wagneropern. Diese Musik war mir noch ganz fremd, aber mein Vater, der noch besonders wünschte, mir nur das Beste zukommen zu lassen, hatte vielleicht geahnt, daß in meinem späteren Leben (zusammen mit meinem Mann) gerade diese Musik eine große Rolle spielen würde. Und nun kam an dieses berühmte Hoftheater ein berühmter Gast, dem «selbst Kaiser und Könige huldigten als einer der größten Sängerinnen ihrer Zeit», Erika Wedekind! Sie logierte bei Verwandten. Irgendwie mußte sie Kenntnis von der Anwesenheit zweier

Fräulein Luise *Frau von Wedekind* *Fräulein Emma, spätere Frau Dr. Schlippe*

Erica Wedekind, 1890, als «Kellnerin» in der Sommerwirtschaft ihrer Mutter

Sophie (Haemmerli-)Marti

Lenzburger Kinder bekommen haben, Aenni, die Tochter einer Schulfreundin und mir. Jedenfalls flogen zwei Eintrittskarten für den «Barbier von Sevilla» ins Pensionat und verursachten nicht geringe Aufregung unter der musikbeflissenen Jugend; ein aufgescheuchtes Wespennest war ein Kinderspiel dagegen. Es wurden noch mehr Eintrittskarten besorgt, und selbander zogen wir, sonntäglich angetan, erwartungsvoll ins Hoftheater. Aber damit noch nicht genug. Anderntags wurden wir zwei von Erikas Gastgebern zum Tee eingeladen, und es gab «Eis vom Nachtisch», «Eis habt Ihr bekommen?», und das Wasser lief den andern im Mund zusammen. Als später in der Zeitung gemeldet wurde, Erika sei krank, schrieb ich ihr einige Zeilen nach Dresden und bekam als Dank eine Photographie! Als Aenni und ich den andern Mädchen erzählten, daß diese große Sängerin in derselben Schule, teilweise noch bei denselben Lehrern Weisheit geschöpft, konnten sie das einfach nicht fassen. «Und *du* hast bei demselben Lehrer Klavierstunde gehabt wie diese Künstlerin?» «Ja, bei demselben, aber ihr könnt euch beruhigen, eine Künstlerin werde ich doch nie.» Was sie dann auch beruhigte! – Die Gage, die Erika am großherzoglichen Hoftheater bezog, war wohl wesentlich höher als das Honorar, das sie einmal hier in Lenzburg bekam. Als man sie anfragte, ob sie am Jugendfestmorgen in der Kirche singen würde, sagte sie zu, aber nur unter der Bedingung, daß man ihres Töchterchens Eva innigsten Wunsch erfüllen würde: «das Jugendfest mitfeiern wie ein echtes Lenzburger Kind von A–Z.» Das wurde bewilligt, Erika sang, und das Honorar war Evas nigelnagelneuer Jugendfestfranken.

Die guten Damen Wedekind, was mußten sie alles erleben mit uns, und *wir* meinten noch, wie artig wir seien! Da war außer der lebensfrohen Emma mit ihrem erfrischenden Humor und dem Mutterwitz die ziemlich ältere Schwester Luise, die uns außer der Französischlehrerin, die im Hause wohnte, und den andern, die täglich von auswärts kamen, auch Stunden gab und für unsern Begriff sehr streng war. Aber wie schwierig muß es oft für sie gewesen sein, wenn sich z. B. folgendes zutrug: Da saßen wir an einem schönen Sonntag am langen Tisch beim Frühstückskaffee; nein, ganz so schön war der Tag eben doch nicht, sonst hätte Emma ja keine Veranlassung gehabt, zu fragen: «Mutter, was soll ich heute Nachmittag wohl anziehen für unsern Spaziergang in den Wald?» – «Ja, was soll ich sagen», entgegnete die liebe Mutter ganz harmlos-ernsthaft, «man kann ja noch nicht wissen, wie es wird.» – «Ich frage nur, damit ich dann weiß, wie weit hinunter ich mich waschen muß.» «Emmm», erklang es vom obern Ende des Tisches, wo Fräulein Luise saß. «Emmm . . .!» Und *das* sollte mithelfen, uns zu erziehen! Emma uzte mich später mit der männlichen Begleitung und den «unzähligen» Herrenbesuchen, ich sie mit dem Waschen. Aber oft kam

sie meiner Frage zuvor; zeigte auf ihr hochgeschlossenes Kleid und sagte: «Das Wasser war heute so kalt!» – Die älteste Tochter war verheiratet, und die «Girmscheidkinder» kamen oft zum Spielen zu uns; auch die beiden Söhne, August und Fritz, beides höhere Offiziere, waren regelmäßige Gäste, und wir hatten eine Art Respekt vor den beiden «Freiherren» in den schönen Uniformen. Aber da kamen auch noch junge Leute zu Spiel und Unterhaltung, und zum Abendessen – ein Engländer, ein Förster-Vetter, mein besonderer Freund, und andere. Die männliche Jugend wurde uns nicht vorenthalten. Nur die «Fensterparaden» schätzten die Damen nicht, d. h. das ständige Hin und Her am Gartenzaun, wenn wir unter den Bäumen unsere Aufgaben hätten machen sollen und immer abgelenkt wurden und seitwärts schielten.

Im Winter hatten einige von uns Tanzstunden mit Studenten, Aenni und ich waren nicht dabei. Unsere Eltern fanden wahrscheinlich, was wir bei Herrn Berg im Leuensaal über dem Pferdestall gelernt hätten, genüge. Hingegen wurden wir zum Schlußball eingeladen. Aenni, die das ganze Pensionsjahr in Darmstadt bleiben mußte, hatte ihren Ballstaat dort. Ich aber war in den Sommer- und Winterferien daheim und im Herbst drei Wochen in Stuttgart bei unsern Freunden Professor Bretschneider, deren ältere Tochter, eine Freundin meiner Schwester, später Frank Bertschinger heiratete, den sie in Lenzburg kennengelernt hatte, also auch wieder ein Verwandter der Wedekind! Ich mußte schleunigst meinen Jugendfestrock samt rosa Ceinture, weißen Schuhen und Strümpfen kommen lassen. Was machte nun wieder diese weiße Fuß- und Beinbekleidung für Furore: kein Mensch trug solches. Schwarz, allenfalls braun, aber weiß, die Strümpfe mit allerfeinstem Muster handgestrickt, eine Erbschaft von einer Urgroßmutter. Und die Schuhe von Wildleder, halbhoch und mit Knöpfli geschlossen, auf Maß gemacht in der Schuhfabrik Hünerwadel in Veltheim. Mußte man da nicht den Kopf schütteln? Der große Abend war da, und wir machten uns «schön», und als alles so weit war, erschien Fräulein Luise zur Inspektion. Mich betrachtete sie etwas mißtrauisch, kniff mir in die Taille und befühlte Rippen und Rückgrat. «Miranda, so kannst du *unmöglich* auf den Ball.» Ich begriff nichts und war (ein seltener Fall) sprachlos. «Du hast ja kein Corsett, kein Mieder an.» – «Ich – ein Corsett – *nie*.» – «Ohne Mieder oder Corsett kannst du nicht zum Ball gehn. Schnell, zieh dich um.» «Aber ich besitze ja gar kein . . .» Bevor ich den Satz beenden konnte, stand meine Zimmernachbarin, eine lustige Westfälin in der Türe und schwenkte etwas Weißes in der Luft herum. «Mach schnell, ich helfe dir, hier das Mieder kannst du anziehn.» «Mit Stäbchen und Fischbein?» erkundigte sich Fräulein Luise. – «Ja, ja, mit Stäbchen und Fischbein», beruhigte sie die Hexe. Glücklicherweise hatte es Fräulein Luise sehr eilig und verschwand. «So jetzt schnell, bevor sie wieder

kommt, zieh das Mieder an, das einmal Fischbein und Stäbchen – hatte. Glaubst du, *ich* trage so was? Nie in meinem Leben.» «Und wenn sie dich nun auch noch abgetastet hätte, dann hätten wir beide zu Hause bleiben müssen.» Wir kamen glücklich aus dem Haus und in den Ballsaal und amüsierten uns herrlich bis zum Kehraus – ohne Stäbchen und Fischbein.

Es kam das Jahr 1907, und im Frühling wurden wir von der vornehmen Wedekindlinie entlassen, und in eben diesem Sommer erneuerte und befestigte sich die alte Freundschaft mit unsern Schweizer- und ganz und gar bürgerlichen Wede«kindern». Aber noch haben wir von einem Mädchen der jungen Generation nichts erzählt.

Um die Jahrhundertwende

Wir wissen, daß Frau Dr. Wedekind sen. das Schloß verkauft hatte und im Parterre des großen Steinbrüchlihauses wohnte. Und da war eines Tages ein hübsches, blondes Mädchen aufgetaucht, das mit uns zur Schule ging, s'Aennchen Wedekind aus Johannisburg, Willis einziges Kind. Wenn je und irgendwo ein Mitglied der Familie Wedekind auf der Bildfläche erschien, entstand immer einige Aufregung. Jetzt hier – man stelle sich vor – aus Afrika! Damals war Afrika für die meisten Schweizer noch ein fast unbekanntes Land voll Neger und Wüste, wilder Tiere und anderer Schrecknisse, wohin man nicht schnell und sicher in einigen Stunden ins Allerinnerste fliegen konnte. Einige Wochen war man unterwegs und hatte auf dem Meer vielleicht allerhand auszustehen an Hitze und Seenot und anderen Unannehmlichkeiten und Ängsten. Nun ging der Verkehr Steinbrüchli–Villa Málaga wieder von neuem los, und prompt verliebte sich auch einer der schwarzen Spanier, Fernando Jimenez, der Bruder meines Reisebegleiters ins Pensionat, ins blonde Aennchen, und was sich bestimmt kein hiesiger Bub erlaubt hätte (und wäre er noch so verliebt gewesen): er photographierte Aennchen, als es nach der Schule die Steinbrüchlitreppe erstieg, dieselbe Treppe, die samt den ausgetretenen Stufen in alter «Schöne» nach dem Umbau der Mauer neben der Gedenktafel für Franklin Wedekind, den Dichter, wieder hergestellt und von den vielen Wedekindfüßen beinahe historisch-berühmt ist. Dank dieses Jugendschwarmes besitzen wir nun ein Bild aus Aennchens Jugendtagen. Einige Jahre entschwand es unsern Blicken und vielleicht auch den Gedanken, aber im Jahr 1911 war es wieder bei der Großmama, und nun war es mein Bruder Carl, der den Verkehr mit dem Steinbrüchli besonders pflegte! Aennchen war immer noch – oder jetzt erst recht – das hübsche, lustige Ding, dem, wie es wohlgefällig und stolz erzählte, die Großmama mit Eigelb und Kamillentee die schönen blonden Haare pflegte. Als ich 1912 im Sommer mit meinen Eltern auf der kleinen Scheidegg die Ferien zubrachte, erschienen die

beiden einträchtiglich und blieben einige Tage mit uns dort zusammen. Keine Frage, daß es eine vergnügte Zeit war!

Zwölf Jahre später

Unter dem Anbau im Süden unseres Hauses in Lenzburg liegen zwei Räume, Dunkelkammer und das «Gärtnerstübli», so genannt, weil dort der Gärtner und der Kutscher Fritz Holliger aus dem «Höfli» sich regelmäßig zum «Znüni» und «Zobe» zusammenfanden und in ihrer Ruhezeit je nach dem Wetter und der vorliegenden Arbeit kürzere oder längere «gelehrte» Gespräche führten über den Zustand der Pferde, des Obstes, des Überhandnehmens des Unkrautes und was das Landleben so mit sich bringt. Der Raum wird auch von jeher zum Basteln, Schreinern, Malen, Anstreichen und andern nützlichen Tätigkeiten benützt, und Großvaters ererbte Hobelbank steht dort. An diesem schönen Sommermorgen entströmten nun aber der offenen Türe keine Gerüche von Tischlerleim, Karbolineum, Ölfarbe – nein, es duftete herrlich nach frischgeröstetem Kaffee. Am Tisch saß unsere Mutter und drehte unverdrossen eine Metallkugel, unter der eine kleine Spiritusflamme brannte, und in der Rohkaffee langsam röstete. Es war eine ganz besonders wertvolle Sorte, die entsprechend liebevoll und sorgfältig behandelt werden wollte. Da erklangen unerwartet fremde Stimmen. Unter der Türe stand ein großer Mann und eine kleine mollige Frau, die meiner Mutter gleich um den Hals flog. «Ach, Frau Zweifel, endlich bin ich wieder da, das ist mein Mann Gerard Duuring, und die Kinder sind in Johannisburg.» S Aennchen Wedekind war wieder da. Jetzt aber kam es nicht mehr zu jeder Zeit vom Steinbrüchli her gerannt, denn die liebe Großmama lag ja draußen auf dem Rosengarten. Das Ehepaar Duuring wohnte im Hotel garni, dem «Hammer» oder «bei der Seline», wie es im Volksmund hieß. (Der offizielle Name war, so weit ich mich erinnere, «Wilhelm Tell».) Gerard hatte Urlaub genommen, um hier weiter zu studieren und sich in seinem Beruf noch zu vervollkommnen. Um sich die nötige Ruhe und Konzentration zu verschaffen, bewerkstelligte er es, indem er oberhalb des Steinbrüchlis auf dem Wasserreservoir saß, Rücken an Rücken mit Aennchen, und sie sich auf diese Art gegenseitig stützten. So saßen sie stundenlang. Dazwischen aber gab's auch wieder Einladungen, Ausflüge, Ausfahrten und viele, viele «weißt du noch, erinnerst du dich?» Wie lange sie hier blieben, weiß ich nicht mehr. Jedenfalls aber schickten sie später ein großes Familienbild mit den drei Kindern. Die Mitteilungen wurden immer spärlicher und blieben schließlich ganz aus. Am «Wedekindtag» 1964 fragte ich Pamela nach Aennchen. «Ach Anna» – sie überlegte – «Anna, die ist thoot.» Es klang wie das grausige Ende einer Schauerballade ihres Vaters. Nur das Schrumm und der Schlag auf die Laute fehlte.

Als ich eines Tages das Paar besuchte, mich zu ihnen aufs Reservoir setzte und wir, mit dem Blick aufs Schloß, alte Zeiten heraufbeschworen, fragte ich Aennchen, ob es auch die Geschichte von den Hühnern kenne. Es glaubte, irgend sowas gehört zu haben, erinnerte sich aber nicht mehr genau daran. Kennt *ihr* die Geschichte vom gräflichen Hühnerstall?

Die Geschichte vom Hühnerstall auf der Grafenburg

Hatte da einer der Ehegatten Wedekind-Kammerer den löblichen Einfall, das Haushaltbudget für die große Familie etwas zu vergrößern, durch rationelle Hühnerzucht zu verbessern und entsprechend größere Eiermengen zu liefern. Also wurde ein Stall aufgestellt und mit Hühnern bevölkert. *Eines* Ehegatten Zustimmung hatte diese kühne Tat, nicht aber die der andern Hälfte. Und als nun die federviehpositiveingestellte Seite das nächstemal nach Zürich fuhr, fand sie bei der Heimkehr weder Stall noch Hühner noch Eier, alles fort, verschwunden. Was tun? Warten, bis die hühnergegnerische Seite verreiste, die dann ihrerseits bei der Heimkehr zum Entsetzen und Ärger einen neuen Stall voll Hühner antraf. So soll es eine Weile hin und her gegangen sein. Stall stand – Stall war verschwunden – Hühnergegacker – Ruhe – viele Eier – keine Eier – ein neuer Stall aufgestellt – wieder verschwunden –. Wer schließlich Sieger blieb, ist unbekannt, ebenso, ob sich die Hühnertragödie wirklich so abgespielt hat. Jedenfalls ging die Sage vom Hühnerstall von Mund zu Mund und war kein Phantasieprodukt Franklins. Glaubwürdig ist sie für mich, wenn ich an ein Gespräch mit Kadidja denke. Ihre Frage, wo die Großmama begraben sei, wußte ich nicht anders zu beantworten als: «Wahrscheinlich im Grab vom Großpapa oder neben ihm.» «Oh nein», sagte Kadidja, «Großmama hat uns kategorisch erklärt: neben dem will ich einmal nicht in alle Ewigkeit liegen.»

Die Atmosphäre auf dem Schloß,

das heißt im elterlichen Hause, war turbulent und gequält. Dies bestätigt uns Faesi in den Neujahrsblättern 1959, und eine Beobachtung von Sophie Hämmerli-Marti: «Wo zwe herti Stei zämechöme, so git's Für. Wi Sunne und Mond simmer di Zwöi vorcho, wenn eis cho isch, isch's ander gange.» Aber wundert einen das? Waren doch die Jugendjahre der beiden Ehegatten schon turbulent genug, oder wo lebt hier in Lenzburg eine Frau, die als 16jähriges auf einem Segelschiff als einziger weiblicher Passagier in 101 Tagen ums Cap Hoorn nach Valparaiso fuhr, um ihrer Schwester beizustehn, mit ihr als Bühnen- und Konzertsängerin auftrat, unterwegs auf dem Weg über Peru und Ecuador nach San Franzisco die Schwester am gelben Fieber verlor und dabei war, als

sie ins Meer versenkt wurde? Im Jahre 1862 heiratete sie den dort praktizierenden Arzt Dr. Wilhelm Wedekind, mit dem sie später wieder nach Deutschland zurückfuhr und endlich im Jahr 1872 als Schloßherrin aufs Schloß Lenzburg kam.

Weiß man, warum der Urahne des auf dem Stammbaum angeführten Johann I. (1278–1360) *zur Horst* genannt wurde? Ob sie ursprünglich von den Widukind (auch Wittekind), Heerführer Karls des Großen abstammten, der, als die meisten der «Edelinge» sich auf dem Reichstag zu Paderborn dem Kaiser unterwarfen, als einziger zum Dänenkönig floh, dessen Schwester Geva ihm die Sage als Gemahlin gab. Er ließ sich später taufen, Karl der Große war der Pate und soll Widukind zum Herzog von Sachsen erhoben haben. 807 fiel er in einem Feldzug gegen den Herzog Gerold von Schwaben. Heinrichs I. Gemahlin soll von Widukind abstammen. Ein anderer Widukind war deutscher Schriftsteller des 10. Jahrhunderts, Mönch zu Corvei in Westfalen. Ob einige der Nachfahren das kämpferische, aufrührerische Wesen geerbt und ob von diesem Mönch in Corvei noch Blut in Donald floß, daß er konvertierte?

«Der Mensch kehrt am Ende seines Lebens zu den Anfängen zurück», so schrieb Walther Oschwald, Erikas Gemahl an seine Mutter. Wir alten Freunde von dazumal, die 76-, 77-, 90jährigen wollen nun in Gedanken auch zurück, nochmals ins Jahr 1907, denn damals (wie ich schon erwähnte) erneuerte und festigte sich unsere Freundschaft, und sie bewährte sich durch die langen Jahre.

Armin und Lilly Wedekind von Zürich

waren bei der Großmama auf Besuch und in der mittleren Mühle bei Hugo Remund ein gewisser Jüngling aus Bern. Hier in Lenzburg war auf der Schützenmatte ein großes Turnfest im Gang. Es wurde jeden Tag gefestet und gefeiert, und wir fünf waren unzertrennlich. Lilly war ganz und gar in Anspruch genommen von Hugo, bei uns drei andern war es schon komplizierter, Hugo-Lilly: das war eine klare Rechnung, aber der Freund aus Bern und Armin und ich: 2 : 1. – Ersterer konnte in der Mühle aus- und eingehen, wie er wollte, Armin hingegen mußte parieren. Wenn zum Beispiel meine Mutter die beiden Jünglinge (sie gingen beide noch ins Gymnasium) zum «Zobe» einlud, blieb der eine seelenruhig da, er mußte nur damit rechnen, daß die Gastgeberinnen, bei denen er auf Besuch war, ihre «Glossen» machten. Armin dagegen dankte höflich und guterzogen, verschwand um 4 Uhr und tauchte nach einer halben Stunde wieder auf. «Sie sind wohl der Großmama wieder einmal durchgebrannt?» fragte Mama (sie kannte ihre Pappenheimer!). Ja, er mußte es zugeben. Die gute Großmama wähnte ihn bestimmt irgendwo im Garten oder auf dem Schloßberg Anatomie oder Histologie

oder andere -ie studierend und sich für seinen künftigen Beruf vorbereitend – und unterdessen war er bei uns. Wir hatten damals unterhalb der «Wursti», gegenüber vom Arzthaus Dr. Hämmerli, einen Tennisplatz, und wenn wir nicht auf dem Festplatz, in der Festhalle, auf dem Rößlispiel waren oder beim Zuckerbeck Wüthrich eine Glace aßen, fand man uns sicher auf dem Tennisplatz. Was für ein guter Treffpunkt das war! Und was für eifrige Spieler wir waren! Schon *vor* dem Frühstück fanden wir uns ein. Zum Frühstückskaffee gingen wir heim. Armin und Lilly wußten, daß Großmama sie erwartete, aber wer hätte dem Berner zugemutet, mit oder ohne Hugo den weiten Weg zur Mühle zu machen! – und es war ja sowieso für ihn immer auch gedeckt. «Ach, wenn ich doch auch einen viel längeren Weg hätte, du kannst immer hier bleiben und ich muß heim», reklamierte Armin. Heinz, der Berner, hatte gewöhnlich schon seine Geige mitgebracht, und wenn Armin erschien, waren wir schon eifrig am Musizieren, und oft gingen wir dann alle drei anstatt zum Tennis, wo sich unterdessen sowieso noch andere eingefunden hatten und der Platz besetzt war, in die Kirche zum Orgeln. Wir holten beim Sigrist Härdi die Schlüssel, und abwechselnd «trampelten» die beiden den Blasbalg und ich spielte. Da ich bei Direktor Hesse nicht nur Klavier, sondern auch Orgelstunden nahm, hatte ich jederzeit freien Eintritt zum Üben. Es war zwar meistens ein Üben ohne Noten, die friedlich daheim lagen, das Phantasieren war schöner.

Mit Tante Mati, meinen Geschwistern, meiner amerikanischen Schwägerin und andern machten wir Ausflüge, eine langgeplante Tagestour kam zur Ausführung: zum Egelsee, damals noch der verträumte See im stillen Wald. Zu Fuß natürlich, und das Essen nahm man mit. Am Rastplatz wurde im plätschernden Bächlein der Wein gekühlt, wir Jungen sammelten Holz, sorgten für das Feuer, wir brieten Fleisch an langen Stecken und waren vergnügt. Die Älteren legten sich zu einer Siesta hin; wir schlugen uns in die Büsche, Lilly und Hugo allein, wir zu dritt, und als mir Heinz Schilf schnitt und einen Strauß machte, sagte Armin: «*Nie* kann man mit dir allein sein!» «Ach du – warum auch – es ist ganz schön so.» Von Frau Henckell waren wir auf den Brestenberg eingeladen, wir fünf Jungen, die Tante Mati und Herr und Frau Karl Henckell, der Dichter. Und so ging es am laufenden Band. Nie erschienen meine beiden Freunde ohne Blumen, meistens war es eine Rose, und, ich war überzeugt, daß die Rosenstöcke in der mittleren Mühle alle ratzekahl und traurig im Garten standen. Armin, um nicht nur kahle Rosen zu bringen, stibitzte von der Großmama heißgeliebte und sorgfältig gehütete Citronellen. – Aber dann ging in Bern die Schule wieder an; jetzt war Armin zufrieden. «So – jetzt hab' *ich* dich endlich mal für mich.» Ganze Stöße Noten brachte er mit, und ich sollte nun mit ihm vierhändig spielen. «Du weißt doch, wie schlecht ich vom Blatt spiele.» «So

– und in der Klavier- und Orgelstunde mußt du auch vom Blatt lesen.» «Eigentlich nicht, denn Herr Hesse spielt mir alles vor, und dann hab' ich's in den Ohren.» Und jetzt sollte ich gar Beethovensymphonien spielen, vierhändig – «nein, dazu bringst du mich nicht. Ein ganzes Orchester können wir nicht zusammenbringen mit unsern vier Händen.» Es blieb beim Nein. «Wenn du mir Noten bringst, die für vier Hände geschrieben sind, will ich mir Mühe geben.»

Dann waren seine Ferien auch vorbei. Er ging nach Genf, ich nach England, und erst nach einigen Jahren kamen wir wieder in richtigen Kontakt. Es gab Maifahrten der «Zofinger», Ferien bei der Großmama, und aus dem vielen Zusammensein ergab sich dann eine richtige, dauernde Freundschaft, die auch verschiedene «Nein» vertrug, andere, schwerwiegendere als das Vierhändigspielen. Die Korrespondenz war einmal träger, einmal reger, genau so wie mit meinem treuen Freund aus Bern, der unterdessen an der technischen Hochschule in München sich zum Ingenieur vorbereitete, einmal kam der eine auf Besuch, einmal der andere, getroffen haben sie sich lange Jahre nicht mehr. Armin war als Assistent in Königsfelden und schickte mir dann später seine Dissertation, eine Zusammenfassung seiner Studien in der Irrenanstalt. Mit Schaudern habe ich sie gelesen, wirklich aufmerksam gelesen, denn jede Art Krankheit interessierte mich irgendwie. Aber es braucht schon allerhand, um diese Kost zu verdauen: «Beiträge zur Kasuistik der psychischen Infektionen». Schon der erste Satz ist aufschlußreich und läßt an Begebenheiten ungefähr 30 Jahre später denken:

«Schon im Anfang des letzten Jahrhunderts wurden Fälle von Massenepidemien als psychische Infektion von psychiatrischer Seite beschrieben. Es waren das historisch-medizinische Studien über Vorkommnisse des Mittelalters, wie die Kreuzzüge, die Kinderkreuzzüge, der Veitstanz und viele religiöse Gebräuche, die damals ihr Unwesen trieben und von denen sich einzelne bis in unsere Zeit hinübergerettet haben.»

Armin schenkte mir ab und zu Bücher, zu Weihnacht oder wenn er auf Besuch kam. Das letzte war «Der Hänseken», das Produkt seines Vaters und Onkel Franklins.

Solche Freundschaften, die sich durch ein ganzes Leben erhalten und bewähren, werden nicht jedem zuteil; sie sind ein Geschenk des Himmels, man muß sie pflegen und dem Schicksal dankbar sein dafür.